BERGISCHE RESIDENZ
REFRATH
SENIORENRESIDENZ

# Herbst

Journal der
Bergischen Residenz
Refrath / Ausgabe:

№ 03 | 2021

Inhalt:

„Septembermorgen“ von Wilma Hoffmann, Seite 4 - „Die Jahreszeiten des Lebens.“ von Ingrid Zimmermann, Seite 6 - „Apfelernte“ von Heike Pohl, Seite 8 - „Das Leben meiner Mutter“ von Anneliese Sahr, Seite 10 - „Meine Zeit bei der Deutschen Bundesbahn“ von Walter Czerwinski, Seite 12 - „Der gute Onkel Jakob“ von Irmgard Baß, Seite 14 - „Ein Horrorszenario“ von Inge Thoma, Seite 16 - „Im Wildwasser“ mit Petra Lüttmann, Seite 18 - „Die Wüste blüht“ von Johanna Pofahl, Seite 20 - Bilderrätsel, Sudoku, Seite 22 - Preisrätsel, Seite 23 - Buchtipp von Heike Pohl: „Martin Langer. Der Flaneur im öffentlichen Raum“, Seite 24 - „Eine Begegnung der Achtsamkeit“ von Christiane Loewenstein, Seite 26 - „Unsere Sprache“ von Dr. Klaus Hachmann, Seite 28 - „Gebet eines Seniors“ von Prof. Dr. Theo Wiesenhöfer, Seite 30 - Impressum, Seite 30

Editorial:

Verehrte Damen und Herren,
geschätzte Leserinnen und Leser,

unsere Herbstausgabe ist ein bunter Reigen, ein farbenfroher Strauß, eine reiche Ernte an Themen, Ansichten, Einsichten und Erzählungen geworden. Nicht umsonst bezeichnet man das Älterwerden auch gerne als „Herbst des Lebens“, so ermöglichen mehr Zeit und mehr Ruhe einen ausführlicheren Blick auf das Erlebte, auf die zurückliegenden Jahre, auf die eigene Lebensgeschichte.
Im „Erntekorb“ finden sich dann auch wunderbare Schätze – Erinnerungen an Menschen, denen man im Laufe seines Lebens begegnet ist, Familiengeschichten, Anekdoten aus der Kindheit und Jugendzeit, über die erste Liebe, die Heirat und die Kinder, über Urlaube oder den beruflichen Werdegang.
Ich freue mich sehr, dass unsere Autorinnen und Autoren uns teilhaben lassen an ihren oft auch sehr persönlichen Gedanken und Erinnerungen, die ganz besonders dann ans Herz gehen, wenn sie mit lieben Menschen verbunden sind, an die man sich gern erinnert.
Und weil viele Menschen – übrigens auch ganz besonders unsere klassischen Dichtergrößen – im Herbst und zum Winter hin in Melancholie verfallen und ihnen die Gedanken gar schwer werden, hab ich nach ein paar heiteren Versen gesucht, die uns gemeinsam den Sommer verabschieden und die bunte Jahreszeit begrüßen lassen. Fündig geworden bin ich bei Wilhelm Busch, der – wie kaum ein anderer Dichter – dem Leben und seinen Tücken immer auch die heitere und leichtere Seite abzugewinnen vermag:
„Ade, ihr Sommertage, wie seid ihr so schnell enteilt.
Gar mancherlei Lust und Plage habt ihr uns zugeteilt.
Wohl war es ein Entzücken, zu wandeln im Sonnenschein. Nur die verflixten Mücken, die mischten sich immer darein. Und wenn wir auf Waldeswegen dem Sange der Vögel gelauscht, dann kam natürlich ein Regen auf uns hernieder gerauscht. Was ist das für ein Gesause, es stürmt bereits und schneit. Da bleiben wir lieber zu Hause, in trauter Verborgenheit. Kein Wetter kann uns verdrießen, wir halten uns warm und schließen hübsch feste die Türen zu.“

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen viel Freude mit unserer Herbstausgabe und eine schöne bunte und gemütliche Herbstzeit.

Herzlichst, Ihre

Susanne Rönnau
Direktorin und Herausgeberin

Herbstzeit:

# Septembermorgen.

von Wilma Hoffmann

*Im Nebel ruhet noch die Welt,*
*Noch träumen Wald und Wiesen:*
*Bald siehst Du, wenn der Schleier fällt,*
*Den blauen Himmel unverstellt,*
*Herbstkräftig die gedämpfte Welt*
*In warmem Golde fliessen.*

Eduard Mörike

Wenn der Wettergott es gut mit uns meint, dann strahlt an einem Herbsttag über uns ein tiefblauer Himmel, überirdisch schön. Doch zu diesem Tiefblau gehört noch Gold, die Farbe der Sonne, die die Nebelschwaden, die oft in der Frühe den Himmel verschleiern, verdrängt hat. Ganz so, wie es Mörike in seinem Gedicht beschreibt.
Als ich es wieder las, wurde ich an meine ehemalige Deutschlehrerin erinnert, die dieses Gedicht theatralisch vortrug, sehr zur Belustigung ihrer Schülerinnen. Aber irgendwie wurde die Art ihres Vortrags den Zeilen von Mörike gerecht.
Ist die Herbstnacht klar, dominiert das Sternbild Pegasus den Himmel. Es bildet mit seinen Sternen das Herbstviereck, das hellste Sternbild des Jahres. Übrigens ist aus der Antike überliefert, dass Pegasus ein auf dem Kopf stehendes fliegendes Pferd darstellen soll.
In den Gärten leuchten die Blumen in satten Farben, und die Bäume tragen ihr buntes Blätterkleid. In den Alleen fallen die Rosskastanien von den Bäumen. In meiner Kindheit sammelten wir sie von der Erde auf und bastelten daraus mit Streichhölzern und Zahnstochern kleine Figuren zum Spielen. Die anderen Kastanien, die Esskastanien, auch Maronen genannt, wachsen in den Weinanbaugebieten entlang des Rheins oder in Esskastanienwäldern in der Pfalz. Geschält und gekocht, kann man aus ihnen schmackhafte Gerichte bereiten, und früher fuhr der Kastanienmann mit seinem Wägelchen durch die Stadt und verkaufte sie in Tüten und in gerösteter Form. Kein Spaziergang im Winter mit meinem Vater ohne eine Tüte Kastanien!
Der Herbst ist die Jahreszeit der Winzer, Jäger und Sammler. In unseren schönen Landgasthöfen werden köstliche Wild- und Pilzgerichte angeboten. Ich habe hier ein schönes, kleines herbstliches Rezept für Sie.

*Wilma Hoffmann, Jahrgang 1934, wohnt seit 2017 in der Bergischen Residenz Refrath*

## Spagetti mit Pfifferlingen.

Rezept von Wilma Hoffmann

Eine Handvoll oder mehr Pfifferlinge auf einem Küchentuch ausbreiten. Schwarze harte Stellen mit dem Messer abschneiden. Mehl über die Pilze stäuben und gut durchschütteln, dann noch mit einer Küchenbürste trocken abbürsten.
Die Pfifferlinge mit Schalotten in reichlich Olivenöl dünsten. Mit Salz und schwarzem Pfeffer aus der Mühle würzen.
Grob gehackte Petersilie und etwas Basilikum darüber streuen.
Über die gekochten Spaghetti geben und geriebenen Parmesan darüber streuen. Als Beilage passen Rühr- oder Spiegeleier.
Achtung: Pfifferlinge dürfen nicht gewaschen werden, sie werden sonst matschig und geschmacklos!

Guten Appetit!

Herbstzeit:

# Die Jahreszeiten des Lebens.

von Ingrid Zimmermann

*Auf der Heide blühen die letzten Rosen;*
*braune Blätter fallen müd vom Baum.*
*Und der Herbstwind küsst die Herbstzeitlosen;*
*mit dem Sommer zieht manch Jugendtraum.*
*Möcht einmal noch wie damals kosen.*
*Möcht vom Frühling träumen und vom Glück.*
*Ach die Jugendzeit kehrt nie zurück!*

*Holde Jugend, holde Jugend*
*kämst du noch einmal zu mir zurück.*
(Volkslied von Bruno Balz, 1935)

Dieses schöne Herbstlied hat mir meine Mutter während unseres Aufenthalts (das Wort Evakuierung mag ich nicht) in Bayern während des Krieges, in der Zeit zwischen 1940 und 1943, in der Nähe des Chiemsees beigebracht. Da wir sehr viel Zeit hatten, ging meine Mama mit mir und diesem Lied „auf Tournee“. Wir besuchten bei unseren Spazierwegen die auseinander liegenden Bauernhöfe und ich sang und sang und bei der letzten Strophe wurde so manches Tränchen verdrückt (erzählte mir meine Mutter sehr viel später). Wohl auch, weil ein so kleines Mädchen lauthals die verlorene Jugend herbeisehnte. Besonders die Bäuerinnen waren gerührt, war doch ihre Jugend mit viel Arbeit an ihnen vorbeigegangen. Nun war es ihre Pflicht, die alten Omas und Opas Bauer neben Haus und Hof auf dem Altenteil zu versorgen. Es wurde uns die Zeit nicht lang und das Heimweh meiner Mutter und die Sorge um den Mann im Feld etwas verdrängt.
In unserer Freude wurden wir oft zu einer kleinen Jause eingeladen. Aber ich glaube, wir haben auch ein wenig Freude dagelassen. Mein Bruder, der damals neun oder zehn Jahre alt war, ist mit anderen Jungen zusammen in der Nähe untergebracht gewesen.
Danach kamen wir, nach einem kurzen Aufenthalt in Leverkusen, um den Bombennächten zu entkommen, nach Österreich in die Nähe von Linz, nach Schloss Neuhaus an der Donau. Dort war es wunderschön. Wir bewohnten ein großes Zimmer im Schloss mit Blick auf die tief unten fließende Donau und das Mühlviertel. Mein Bruder war zu dieser Zeit in einem Internat in Braunau. So konnten wir ihn ab und zu besuchen und er uns. Auch mein Vater kam in seinem Urlaub über Wien zu uns, bevor er wieder nach Russland musste.
Das Schloss war sehr groß und wurde von der alten Baronin Plappart, ihrer italienischen, sehr stolzen Schwiegertochter, deren Sohn Karim, etwa zehn oder elf Jahre alt, den Töchtern Elisabeth und Atzeli, ca. fünf und sieben Jahre, bewohnt. Hinzu kam das übliche Gesinde. Der junge Baron war mit seiner Pferdekutsche tödlich verunglückt, als er in voller Fahrt das Schlosstor verfehlte und gegen die Schlossmauer gerast war.
Mit den beiden Baronessen fand ich zwei liebe Freundinnen. Ich durfte sonntags in der kleinen Schlosskapelle den Blasebalg der Orgel treten. Auch bei einer Theateraufführung hatte ich eine kleine Rolle und durfte das Sprüchlein aufsagen: „Ich bin der Morgenstern, ich leuchte der Sonne die Bahn und wenn ich aufstehe, kräht laut der Hahn, kikeriki!“
Ich fragte meine Mutter, warum ich keine Baroness bin. Diese Frage bleibt bis heute unbeantwortet. In den 60 Jahren habe ich der Presse entnommen, dass Baron Plappart in Wien eine wichtige Rolle in der Politik spielt.
Als der Krieg vorbei war, kamen die ersten Flüchtlinge aus dem Osten meist mit Pferd und Wagen, und suchten im Schloss Rastplätze. Auch mein Bruder war aus Braunau im letzten Moment dem Einsatz beim Volkssturm entkommen. Viele seiner Schulkameraden sind nicht heimgekehrt.
Nach einer wahren Odyssee sind wir alle, auch meine kleine Schwester Elke, die 1944 noch in Österreich geboren wurde, in Leverkusen angekommen. Auch mein Vater war mit schweren Verwundungen aus russischer Gefangenschaft entlassen worden und bei seinen Eltern in Gronenborn angekommen. Dort trafen wir uns alle wieder!
Meine Mutter hat den Herbst sehr geliebt. Da sie Ende August Geburtstag hatte, konnte man ihr dann immer eine Freude mit einem Strauß Korn- und Mohnblumen machen. Mich stimmt der Herbst eher traurig. Ich habe nun schon einige Male erlebt, wie der Nussbaum vor meinem Fenster seine Blätter verlor. Da bin ich wieder bei den Jahreszeiten des Lebens. Mit Sicherheit wird der Nussbaum wieder grün werden…
Aber was wird aus uns Menschen, wenn unsere sterbliche Hülle abfällt?

*Ingrid Zimmermann, Jahrgang 1938, wohnt seit 2017 in der Bergischen Residenz Refrath*

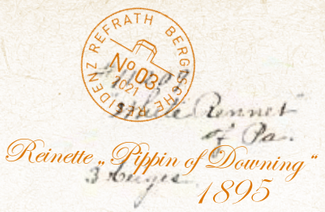
Fotos: Privat

Abbildung: Wikipedia

Lösungswort des Sommerrätsels:

# Apfelernte.

von Heike Pohl




Ein paar hundert Meter den Feldweg hoch in Richtung Waldrand und schon waren die Streuobstwiesen erreicht: Kirschen, Birnen, Mirabellen, Zwetschgen und Äpfel gediehen dort oben am Hang und in bester Sonnenlage in solcher Fülle, dass die Bauern im Herbst kaum nachkamen, das Obst zu ernten.
Die Bäume wuchsen, wie es ihrer Natur entsprach, krumm und schief und knorrig über die Jahrzehnte hinweg und wurden einmal im Jahr geschnitten und von überflüssigem, störendem oder abgestorbenem Geäst befreit.
Spätestens ab Mitte/Ende September waren die ersten Apfelsorten reif und wie viele es davon gibt, konnte man früher auf dieser und ähnlichen Wiesen in meiner schwäbischen Heimat bestaunen.

Ich kann mich nicht daran erinnern, später noch einmal Äpfel mit so viel Geschmack und in so leckeren Varianten gekostet zu haben, wie als Kind in meinem Heimatdorf und auf diesen Wiesen. Vielleicht lag es am spannungsgeladenen Moment, ob der Mundraub auch gut ausgehen oder der Bauer uns erwischen würde? Vielleicht auch daran, dass die Äpfel in der Sonne reifen durften und im Spätsommer oft lauwarm im Mund ihr volles Aroma entfalten konnten?
Freilich sind mir längst nicht alle Sorten von damals bekannt und manche davon haben wohl in einer Mischung aus Mundart und Kindersprache auch gar eigens kreierte Bezeichnungen erhalten, so zum Beispiel der Boskoop, den wir Kinder wegen seiner rauen und festen Schale als Lederapfel bezeichnet haben, worunter – wie ich heute weiß – gleich ca. 40 verschiedene Sorten fallen, wie beispielsweise Damasons Renette, Graue Herbstrenette, Ribston Pepping oder der Rote Boskoop.

Um herauszufinden, was ich damals sonst noch frisch gereift vom Ast stibitzt habe, habe ich mich für diesen Text quer durchs Netz gelesen und einmal mehr darüber gestaunt, wie unzählig viele Apfelsorten es gibt. Um dann – als seien es alte Freunde aus der Kinderzeit – voller Freude auf Namen zu treffen wie den Cox Orange, den Gravensteiner, Berlepsch, Ingrid Marie, Glockenapfel, Klaraapfel, Krügers Dickstiel, Jakob Lebel, Jonathan, James Grieve oder „meine“ bis heute geliebte Goldparmäne.

Ab Ende September, wenn die meisten Apfelsorten reif sind, sammelte sich unter den Bäumen im kurz geschnittenen Gras das Fallobst und ein Großteil der Ernte wanderte in die Saftereien bzw. die Mostereien. Nachdem sie von Hand eingesammelt worden waren, kamen die reifen Früchte in Container und von dort über schmale Förderbänder zur Verarbeitung, wo sie zerkleinert, gepresst und zu Saft verarbeitet wurden, aus dem dann auch Most gewonnen wurde. Und man konnte Saft aus den eigenen Äpfeln pressen lassen, indem man das Obst in einer Mosterei ablieferte, die diesen Service angeboten hat. Das ist auch heute noch in einigen Betrieben möglich, sofern sich Menschen die Mühe machen mögen, das reife Obst aufzulesen.
Ich erinnere mich daran, als Kind bei diesem kleinen Wunder der Transformation von der knackigen Frucht zum Saft dabei gewesen zu sein und daran, wie am Ende, wenn der frische, superleckere und süße Saft in die Flaschen geflossen war, knallrote Gummipfropfen über die Flaschenöffnungen gestülpt wurden, die die Köstlichkeit haltbarer werden ließen.
Vom Most haben wir Kinder wenig gehalten, sieht man von der ersten Gärstufe ab, bei der der Saft leicht auf der Zunge zu prickeln beginnt aber noch süß schmeckt und weit, weit entfernt von dem glasklaren und „räs“ schmeckenden Gesöff ist, das u.a. auch meine Großeltern aus dem Schwarzwald gern zum Zwiebelkuchen oder anderen herbstlichen Speisen genossen haben. „Räs“ ist ein süddeutscher bzw. urschwäbischer Begriff für unangenehm sauer bis beißend und genauso schmeckte mir der „Moscht“, wie man den schwäbisch-alemannischen Apfelwein nennt, dann auch. Er brannte förmlich in der Kehle und ist nur etwas für echte Fans.

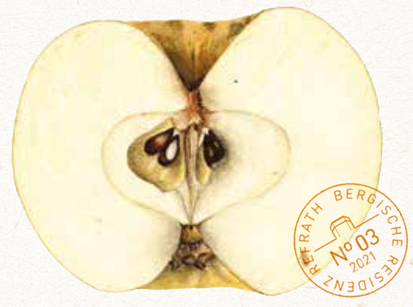
Abbildungen: Wikipedia



Und dann gab es auch damals schon die „wertvolleren“ Äpfel in den Erntekörben, die man für den Verzehr vorsah, einige davon weniger und andere dafür umso länger halt- und lagerbar. Sieht man von einigen importierten Sorten ab, so bestimmt ja bis heute die Lagerbarkeit der Äpfel die Sorten, die wir aus der Ernte vom Vorjahr noch weit bis in den Frühling des nächsten Jahres hinein angeboten bekommen. Ich bestelle zum Beispiel in losen Abständen Äpfel über die Bio-Abokiste und weiß spätestens dann, wenn Braeburn oder Gala oder Elstar angeboten werden, dass die Apfelernte vom Vorjahr ausverkauft ist.

Viele alte Sorten sind aus unterschiedlichen Gründen wie z.B. Haltbarkeit, Resistenzen gegen Schädlinge und Fäule ganz vom Markt verschwunden und anderen wirtschaftlicheren Sorten gewichen. Der giftgrüne Granny Smith, der eigentlich aus Australien stammt und für den europäischen Markt in Neuseeland angebaut wird, hat zu meiner Schulzeit schon Standards in Sachen „Apfel-Optik“ gesetzt. Die Früchte waren makellos, hatten keine Druckstellen, Schorf oder Verfärbungen, waren lange haltbar und wurden in der Beliebtheit wegen ihres höheren Säuregehalts irgendwann abgelöst durch Sorten wie Braeburn, Gala oder Jonagold. Es sind viele weitere Sorten – oft Kreuzungen – dazugekommen, die den Anspruch der Verbraucher auf Makellosigkeit und natürlich auch den EU-Normen gerecht werden. Die mit Abstand langweiligste, fadeste und überflüssigste Sorte ist aus meiner Sicht der Golden Delicious. Und wenn der dann noch überreif ist und mehlig wird, vergeht sie mir ganz, die Freude auf den sprichwörtlichen „Apfel am Tag“. Dabei gilt er als wichtigste gelbgrüne Sorte im Welthandel und gehört wegen seines hohen und gleichmäßigen Ertrags zu den Lieblingssorten vieler Apfelzüchter
Der Apfel ist das Lieblingsobst in Deutschland. Ca. 21 Kilogramm pro Kopf werden im Jahr verspeist. Die ältesten Sorten werden datiert auf das Hochmittelalter, auf etwa 1100 nach Christi Geburt. Ein Apfelbaum muss etwa fünf bis sieben Jahre wachsen, bis er zum ersten Mal Früchte tragen kann. Manche Bäume werden 100 und mehr Jahre alt. Äpfel bestehen zu 85 Prozent aus Wasser, die restlichen 15 teilen sich auf Kohlenhydrate, Fett, Eiweiß, Mineralstoffe und Vitamine auf. Angeboten werden im Handel ca. 15 von weltweit über 20.000 Sorten, am beliebtesten sind – neben dem Elstar – Red Prince, Jonagored, Braeburn, Jonagold und Gala. Im gewerblichen Obstanbau in Deutschland werden lediglich ca. 70 Sorten kultiviert. Aus botanischer Sicht ist der Apfel verwandt mit der Birne, der Himbeere, der Kirsche und – der Rose. Optimal gelagert werden sie bei ca. 3 Grad Celsius.

Jetzt, in der Herbstzeit, ist das Angebot ganz besonders groß, denn die Haupterntezeit beginnt im Oktober. Von den Streuobstwiesen meiner Kindheit sind nicht mehr viele geblieben. Dabei sind nicht nur die vielen alten Sorten auf der Strecke geblieben, sondern auch ein ganz besonderer Lebensraum für viele Tiere, wie Vögel, Igel und Insekten.



In meinem Garten stehen drei Apfelbäume. Einer davon ist – aus Gründen der Sentimentalität und weil er einfach klasse schmeckt – eine Goldparmäne. Diese Äpfel haben eine dicke und feste Schale, sie schmecken nussig-aromatisch, werden „grün“ geerntet und reifen nach. Reine des Reinettes – die Königin der Äpfel, wie er auch genannt wird – galt viele Jahrhunderte als eine der besten Tafelobstsorten der Welt. Ist der Apfel reif, dann leuchtet er goldgelb bis orange, ins Rötliche übergehend.
Und jedes Jahr, wenn ich die erste Goldparmäne esse, bin ich für einen klitzekleinen Augenblick wieder Kind, weit oben am Waldrand, auf der Streuobstwiese, wo die Herbstzeitlosen blühen, die letzten Schmetterlinge sich an den halbvergorenen Früchten schadlos halten, Wespen in Knöchelhöhe schwirren und die Köstlichkeiten zum Einsammeln bereit im feuchten Herbstgras liegen.

Lebenslinien:

# Das Leben meiner Mutter.

von Anneliese Sahr

Abbildung: Wikipedia

*Getreideernte um 1935*

Vor kurzer Zeit habe ich meine Kindheitserinnerungen aufgeschrieben. Das brachte mich dazu, über das Leben meiner Mutter nachzudenken. Ich kam zur Erkenntnis: Es war ein außergewöhnliches Leben, das eine Würdigung verdient und es wert ist, erzählt zu werden.

Meine Mutter wurde 1899 in eine junge Familie hineingeboren. Als sie drei Jahre alt war, starb ihr Vater. Sie wuchs, geliebt und behütet, bei ihrer Mutter auf, die den Schneiderberuf ausübte. Nach der Volksschule lernte sie bei ihrer Mutter deren Beruf. Die Damen führten einen Schneider-Salon und waren in dem kleinen Städtchen sehr angesehen. An Aufträgen mangelte es nicht, auch nicht während des Krieges 1914 bis 1918 und in den wirren Zeiten danach. Die Damen lebten in gesicherten finanziellen Verhältnissen. Dieser Zustand erlaubte auch Klavierstunden für Mutti und Zeit für musikalischen Austausch mit Freunden. Operettenaufführungen waren bei der Jugend sehr beliebt.

Man schrieb inzwischen das Jahr 1930, so weit die Vorgeschichte. 1930 lernte die junge Frau einen Bauern einer Nachbargemeinde kennen und lieben. Sie beschlossen, im Herbst 1931 zu heiraten.



Sie wurde Bauersfrau! Hatte sie wohl eine Vorstellung von den Aufgaben die sie nun erwarteten? Nun begann die Zeit, für die ich meine Mutter so bewundere.

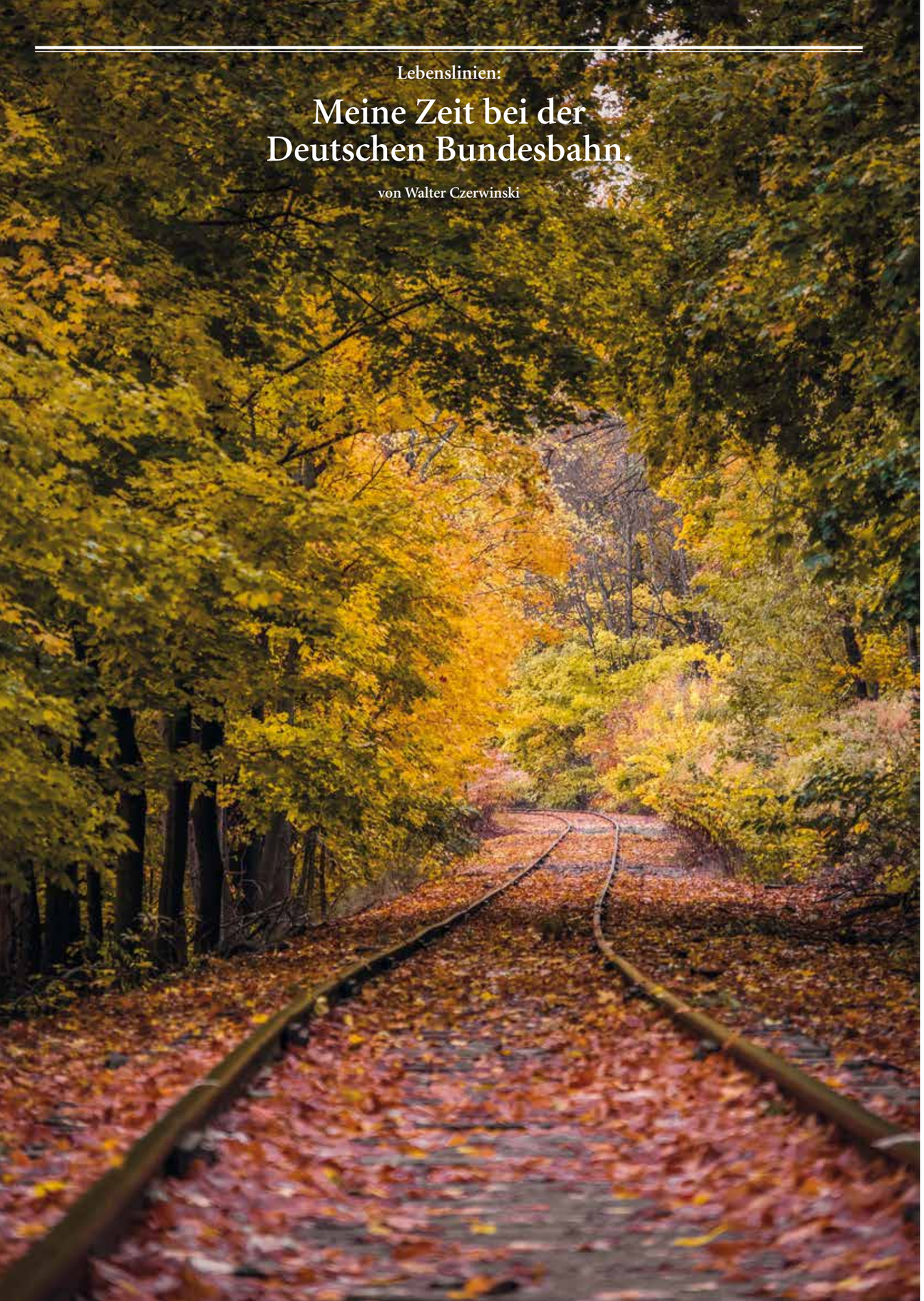
Mit ihrem Einzug auf dem Bauernhof musste sie sehr bald den gesamten Haushalt übernehmen, die alte Bäuerin hatte sich aufs Altenteil zurückgezogen. Sie musste jeden Tag für alle kochen, die auf dem Hof beschäftigt waren. Welche Speisen wurden überhaupt auf dem Land gekocht? Es galt zunächst mit dem Kohleherd in der großen Küche zurechtzukommen, Vorräte zu sichten, Brot zu backen (sicher mit Hilfe?) und den Haushalt in Ordnung zu halten. Zu ihren Hausfrauenpflichten gehörten auch die Versorgung des Federviehs, Hühner, Gänse, Puten, sowie die Pflege des Vorgartens und den Gemüsegarten zu säen und zu ernten. All die Erzeugnisse von Vieh und Garten mussten haltbar gemacht werden. Zu manchen Zeiten wurde ihre Mithilfe auch noch in der Landwirtschaft gebraucht.

Schon bald kündigte sich ein Baby an. Der Hoferbe wurde geboren. Zu den vielen Aufgaben kam nun auch noch die Versorgung des Kindes. Wie konnte sie so viel Arbeit leisten, sie, eine schlanke Person, ca. 1,60 Meter groß? Ungeübt in allem landwirtschaftlichen Tun? Wie konnten Hände, die gerade noch wunderschöne Hohlsäume an Kleidern herstellten, jetzt 15 Brotlaibe kneten? Woher bekam sie ihre Anleitungen, wer half ihr in den Anfangsjahren? Sie hat durchgehalten und wurde schon bald von den Frauen der Nachbarbauern anerkannt. Ja, mein Vater hatte sich die richtige Frau genommen. Manche Freunde hatten das anfänglich bezweifelt.

Nach Jahren ruhigeren Lebens, selbst noch in Kriegszeiten, rückte die russische Front immer näher. Flüchtlinge kamen täglich auf den Hof, wo sie Unterkunft und Verpflegung erhielten, wesentlich von Mutti organisiert. Eines Tages mussten wir selbst mit Pferd und Wagen auf die Flucht gehen. Ohne meinen Vater, der kurz vorher noch zum Volkssturm eingezogen worden war. Mutti musste die Verantwortung für die ganze Familie übernehmen.
Die russische Front „überrollte“ uns und wir hatten in der nachfolgenden Zeit, ca. eineinhalb Jahre lang, verursacht durch marschierende Russen und Polen, schreckliche Erlebnisse. Gerade die Mütter waren am stärksten davon betroffen. Dann kam es zur Ausweisung aus der Heimat. Nach kurzer Bahnfahrt endete diese in Landsberg, von dort gingen wir in mehr als zwei Wochen Richtung Berlin. Und wieder war es meine Mutter, die den Nachbarsfrauen mit den kleinen Kindern half und Beistand leistete.
Wir hatten durch einen unglücklichen Umstand alles Gepäck verloren. 1946 kamen wir in ein ruhigeres Leben, bald hatte meine Mutter wieder zu nähen begonnen. Ihre Arbeit wurde sehr geschätzt und häufig mit Lebensmitteln belohnt. Sie schaffte es, dass wir nicht hungern mussten.

Meine Mutter hat in ihrem Leben viele Herausforderungen meistern müssen, sie hat sie immer angenommen und bestanden. Meine Mutter starb mit 78 Jahren an den Folgen eines Unfalls.

*Anneliese Sahr, Jahrgang 1935, wohnt seit 2020 in der Bergischen Residenz Refrath*



Lebenslinien:

# Meine Zeit bei der Deutschen Bundesbahn.

von Walter Czerwinski

Einen großen Teil meiner Zeit bei der Deutschen Bundesbahn verbrachte ich als Leiter der Oberlok-Leitung bei der Bundesbahndirektion Köln. Nachdem die Fahrpläne erstellt sind, wird hier der Einsatz der Lokomotiven und Lokführer im Bezirk Köln gesteuert.

Ein wesentlicher Teil der täglichen Aufgaben ist es, dafür zu sorgen, dass bei Störungen im Zugverkehr die Züge schnell wieder fahrbereit sind und die Verspätungen möglichst gering gehalten werden. Daher ist die Oberlok-Leitung auch die Stelle, an der sofort alle Störungsmeldungen eingehen. Und davon gab es im Laufe meiner Arbeitszeit sehr viele. Einige, die mir besonders in Erinnerung geblieben sind, möchte ich hier kurz schildern:

Im August 1981 wurde ein Intercity in der Nähe von Koblenz angehalten, weil ein Reisender die Notbremse gezogen hatte. Als der Zugführer sehen wollte, was der Grund war, sah er gerade noch einen jungen Mann vom Zug weglaufen und mit einem Kopfsprung in den Rhein eintauchen. Polizei und Feuerwehr wurden gerufen, der junge Mann tauchte aber nicht mehr auf. Offenbar war er ertrunken. Mit einiger Verspätung konnte der Zug dann weiterfahren.

Später erfuhr ich von den Kollegen der Polizei, dass ein junger Mann beobachtet wurde, wie er ein Stück rheinabwärts aus dem Rhein und in einen wartenden PKW stieg und davon fuhr. Er konnte ermittelt werden, und es stellte sich heraus, dass es sich um eine sehr dumme Mutprobe gehandelt hatte. Für die Polizei, die Bundesbahn und die Passagiere jedoch war es eine ärgerliche Sache. Obwohl ärgerlich, war das eine der harmloseren Störungen.

Ein bedeutend schlimmerer Zwischenfall ereignete sich im November 1977, als ein Schäfer abends im Dunkeln über 500 Schafe über die Gleise auf eine Nachbarwiese trieb. Leider kam zu diesem Zeitpunkt gerade ein Zug, der 28 Tiere tötete und viele verletzte.

Eine Schnellbremsung leitete ein Lokführer im April 1981 ein, der zu seinem Entsetzen Kinder bemerkte, die mit den Köpfen auf der Schiene lagen. Offenbar hatten die zu viel Karl May gelesen und wollten so den herannahenden Zug am Schienengeräusch erkennen. Passiert ist glücklicherweise nichts. Der Zug kam früh genug zum Stehen, die Kinder sind schnellstens unerkannt davongerannt.

Über die Lebensmüden auf den Bahngleisen möchte ich gar nicht viel sagen, nur so viel, dass es ein hoher psychischer Stress für die Lokführer ist, jemanden zu überfahren. Sie werden auf jeden Fall direkt aus dem Betrieb genommen und müssen häufig psychologisch betreut werden.

Neben den Störungen gab es aber auch eine Reihe amüsanter Ereignisse. So bekam ich eines Tages einen Brief eines Reisenden, der darum bat, den Lokführer des Nachtzuges, in dem er und seine Frau gebucht hatten, anzuweisen, sorgsam zu fahren, das Anfahren und Anhalten des Zuges außerhalb der Bahnhöfe zu vermeiden und in Kurven ruhig zu fahren. Grund: Seine Frau hatte sich einer schweren Operation unterziehen müssen und sei noch sehr empfindlich.

Obwohl der Lokführer natürlich kaum Einfluss auf den Komfort einer Fahrt hat, habe ich ihn vorher angerufen, damit er Bescheid weiß, falls der Briefschreiber ihn ansprechen würde. Und tatsächlich, später rief der Lokführer an und informierte mich, dass der Reisende zum Führerstand gekommen sei und ihn gefragt habe, ob er die entsprechenden Anweisungen erhalten habe. Er war sehr beruhigt und erfreut gewesen, dass dies der Fall war und konnte so die Fahrt mit seiner Frau genießen.

Besondere Vorkehrungen mussten immer bei Staatsbesuchen getroffen werden. Enttäuschend, wenn dann z.B. John F. Kennedy 1963 den bereitgestellten, besonders gesicherten und mit überprüftem Personal bemannten Zug gar nicht nutze, sondern das Auto vorzog. Erfolgreicher war da die Reise von Papst Johannes Paul II bei seinem Besuch 1980. Er genoss die Fahrt in einem Sonderzug von Köln nach Brühl und hat dies wohl auch Joseph Kardinal Höffner mitgeteilt, der einen Empfang für die Leiter der Kölner Behörden wie Feuerwehr, Polizei und auch der Bundesbahn gab. Ich hatte das Vergnügen, Letztere zu vertreten.

Gerne denke ich an meine aktive Zeit und alle die positiven und vielleicht auch weniger positiven Vorkommnisse zurück. Aber lang, lang ist es her!

*Walter Czerwinski, Jahrgang 1923, ist leider im August 2021 verstorben. Wie schön, dass wir diesen Rückblick auf sein langes Leben veröffentlichen dürfen.*

Lebenslinien:

# Der gute Onkel Jakob.

von Irmgard Baß, „in stillem Gedenken an meinen lieben Onkel Jakob“

Foto: Privat

Meine Großmutter väterlicherseits hatte fünf Söhne, die sie alleine großgezogen hat, weil ihr Mann jung verstorben war. Sie hat einen Kaufladen eröffnet und dafür gesorgt, dass alle Kinder fleißig wurden und einen guten Beruf lernten. Jakob war der zweite Sohn und wohl sehr schlau. Ich habe von ihm einen Aktenplan vom ersten Schuljahr bis zum Abitur und noch weiter. Ich habe ihm später nicht glauben können, dass er so tolle Zeugnisse hatte, bis ich sie in seinem Aktenordner gesehen habe. Lauter „Sehr gut“ und „Gut“! Aber er war auch als Pfarrer sehr erfolgreich und hat mir viel Gutes getan.

Als ich fünf Jahre alt war, ist meine Mutter verstorben und ich war krank. Am Tag ihrer Beerdigung muss er, als er mich gesehen hat, wohl gesagt haben: „Das Kind ist bald bei seiner Mutter!“ Er hat nicht Recht gehabt, denn ich bin jetzt 87 Jahre alt, zweiundzwanzigmal operiert und leider viel krank gewesen, mein ganzes Leben lang.
Der Krieg war in Köln sehr schlimm. Als die Tochter einer Freundin durch einen Bombenangriff ums Leben kam, hat mein Vater mich zu seinem Bruder Jakob an die Mosel, nach Mehring, gebracht. Onkel Jakob war, wie erwähnt, katholischer Pfarrer und hatte ein großes Haus mit Garten, einen großen Hund, viele Weinberge und eine gute Haushälterin. Sie hat mich damals „gemästet“, bis der Arzt ihr klargemacht hat, dass sie mir damit keinen guten Gefallen tun würde.
Dort in Mehring hat es mir gut gefallen. Bloß gab es damals keine höhere Schule und ich konnte nur die Volksschule besuchen. Als der Krieg vorbei war, hat mein Onkel mir Unterricht erteilt, damit ich in Köln das Gymnasium besuchen konnte. Aber da wollte ich nicht mehr nach Köln, weil mein Vater wieder geheiratet hatte und die Stiefmutter wollte ich nicht. Ich kannte sie von meiner älteren Schwester, die bei ihr Klavierunterricht hatte, als ich an der Mosel gewesen war.
Inzwischen hatte mein Onkel eine schöne neue Orgel angeschafft und einen Musiker (einen Kriegsheimkehrer) angestellt, welcher mir Klavier- und Harmonielehre und bald auch Orgelunterricht gab. Ich war begeistert und habe wie wild geübt, um Organistin zu werden. Das ging aber nicht, weil damals noch die alte Regelung in der katholischen Kirche galt (Vorkonzil). Ich als Frau war unerwünscht. Ich war wohl die Erste, die Organistin werden wollte. Und dann auch wurde!
Jakob war auch Musikliebhaber und hat meiner Liebe zur Musik gefördert und bezahlt. Mein guter Onkel Jakob hat mich bis zu seinem Tod sehr unterstützt, weil mein Vater zu der Zeit (im Krieg war er Prokurist bei einer ostdeutschen Delikatessen-Firma gewesen) arbeitslos war.
Nach zwei Jahren an der Dom-Musikschule in Trier, habe ich dann die Prüfung gemacht und war nun Küsterin, Organistin und Chorleiterin. Leider aber hatten die Pastoren keine Lust, eine Frau anzustellen. Ich habe dann notgedrungen umgesattelt aufs Klavierstudium in Saarbrücken. Der alte Klavier-Professor hat mir sofort verboten, weiter Orgel zu spielen. Ich habe darauf gehört und über 20 Jahre keine Orgel mehr gespielt. Als ich dann doch mal vermochte, Orgel zu spielen, habe ich festgestellt, dass ich es nach all den Jahren immer noch konnte. Von da an war ich Vertreterin für alle Organisten im Sülztal, bis ich 75 Jahre alt war!
Auch viele Klavierschüler habe ich gehabt: Zuerst an der Marienschule in Saarbrücken, nach meiner Verheiratung dann in Steinenbrück und Umgebung. Ich hatte dort auch einen Kirchenchor. Ich habe in Saarbrücken damals auch das Blockflöten-Studium mit einem guten Examen gemacht, dort aber den Unterricht schnell aufgegeben, weil man mich nicht bezahlen konnte.
Als ich 75 Jahre alt wurde, habe ich mit der Orgel und den Schülern aufgehört. Ich habe für meine Gesundheit gearbeitet, habe mich von meinem Mann getrennt und bin hier in Refrath in die Residenz gezogen, wo es mir gut gefällt und ich für meine Seele Ruhe gefunden habe. Manchmal jedoch treten Depressionen auf. Ich ziehe mich dann für einige Tage zurück und dann ist es wieder gut!
Ich habe viele Jahre immer gesagt: „Ohne Musik könnte ich nicht leben.“ Seit ich hier in der Residenz lebe, kann ich’s aber doch! Denn ich habe alles aufgegeben: Mein Haus, meinen Ehemann, mein Klavier, meine Flöten, alle Noten und alles was ich geliebt habe. Ich bin trotzdem glücklich, weil ich meinen Gott und meinen Glauben habe und das hilft mir immer weiter.

Der schlaue Onkel Jakob. Er hat mir sehr viel geholfen und mir viel Gutes getan. Mich im Krieg aufgenommen und betreut, weil Mutter tot war. Meine Seele geweckt, meine Liebe zur Musik gefördert und bezahlt. Mir Klavierunterricht ermöglicht, auch Orgelunterricht und Harmonielehre. Meine Ängste beruhigt, mich in der Dom-Musikschule untergebracht, mir Hilfe in Französisch und Latein gegeben. Eine neue Heimat bereitet, mich mit seinen vielen Erzählungen über Bücher gelehrt, in Ruhe zuzuhören und zu lesen. Mit seinem täglichen Klavierspiel morgens nach der Messe.
Sein absolutes Gehör war für mich sehr hilfreich, wenn ich Orgel spielte, und er hat mich in jedem Problem unterstützt: Dass ich später die einzige Frau unter 36 jungen und älteren Männern an der Dom-Musikschule war. Eine Stelle als Küsterin und Organistin konnte er mir aber nicht besorgen, weil ich eine Frau bin. Dafür aber hat er mir mein Studium in Saarbrücken bezahlt, auch meine kleine Wohnung dort und die Fahrten nach Mehring. Er hatte auch immer ein Ohr für mich, weil ich keine Mutter mehr hatte und mein Vater wieder verheiratet war. Auch meine Schwester war weg, bei der Tante in Aachen.
Er hat auch über klassische Musik sehr viel gewusst und berichtet. Natürlich auch über Religion und Wein (er hatte als Pfarrer einer Winzergemeinde ein Weingut zu versorgen). Er war ein Genie, das ich und viele andere bewundert haben! Er hat sich auch um die Gesundheit gekümmert. Er war einfach wunderbar, bis zu seinem Tod mit 76 Jahren.
Er war noch einer von den alten, strengen Priestern der alten Zeit, ein angesehener Mann. Er hatte ein gutes Herz. Er konnte gut singen und predigen.
Seine tollen Zeugnisse und viele Begebenheiten kann man bei mir in seinem Aktenordner sehen, wenn man will.

*Irmgard Baß, Jahrgang 1934, wohnt seit 2015 in der Bergischen Residenz Refrath*

*Mehring an der Mosel um 1950*

Erlebnisbericht:

# Ein Horrorszenario.

von Inge Thoma

*Inge Thoma berichtet über die Hochwasser-Katastrophennacht von Bad Neuenahr vom 14. auf den 15. Juli 2021*

Seit Tagen war Tief „Bernd“ als Unheil bringend angekündigt worden. Der Dienstag kam und ging harmlos und weitgehend trocken. Ab Mittwochnachmittag regnete es. Die Ahr floß brav in dem ihr zugestandenen Bett. Noch abends nach 21 Uhr hielt sie sich an ihre Grenzen, führte allerdings in ihrer starken Strömung bereits jede Menge Treibgut mit sich, unter anderem ein großes Weinfass. Es wurde dunkel, der Regen hörte auf. Aus Sicherheitsgründen war die Tiefgarage unserer Seniorenresidenz am Nachmittag geräumt worden und die Autos auf den Mitarbeiterparkplatz umquartiert worden. Tief „Bernd“ schien seine Schuldigkeit getan zu haben. Man begab sich beruhigt zu Bett.

Gegen Mitternacht wurde es hell in unserem Schlafzimmer. Das Notlicht, von meinem Mann in einer Steckdose angebracht, signalisierte Stromausfall. Mein Mann füllte vorsorglich alle verfügbaren Behälter mit Wasser. Beunruhigt machte er sich das Internet zunutze und stieß auf die Aufzeichnungen der Pegelstände in Altenahr im Viertelstundenrhythmus. Jetzt wurde die Gefahr dokumentiert. Der Pegel stieg anfangs alle 15 Minuten um circa acht Zentimeter. Dann schneller, und er näherte sich beängstigend der Hochwassermarke von 2016 mit 3,71 Metern.

Ein zuckender Strahl der Taschenlampe machte uns Angst: Die Steine der gepflasterten Zufahrt unter unserem Fenster schienen in Bewegung geraten zu sein. Das Wasser schlich sich heran. Bei der Betrachtung des einzigen dort geparkten Autos bestätigte sich unsere bange Vermutung: Die Radkappen des Wagens standen bereits zur Hälfte unter Wasser. Bald kippte das Auto nach vorn und setzte sich wie von Geisterhand geführt in Bewegung. Plötzlich leuchteten für kurze Zeit die Rücklichter auf wie ein rotes Hilfesignal in der Dunkelheit. Ein Blick auf den Pegel Altenahr machte uns spätestens klar: Jetzt ist Handeln angesagt! In der letzten Viertelstunde war das Wasser um 45 Zentimeter gestiegen und bereits weit über der Hochwassermarke von 2016.
Nun geschah vieles gleichzeitig in einem selbstlosen, engagierten Einsatz der wenigen in der Nacht verfügbaren Helfer. Der stellvertretende Direktor unseres Hauses nahm die unangenehme, aber lebensrettende Aufgabe auf sich, alle Bewohnerinnen und Bewohner des Parterre zu mobilisieren und die teilweise schon Schlafenden mehr oder weniger unsanft zu wecken und schnellstens in den Vielzweckraum im ersten Stock zu evakuieren. Die beiden Haustechniker mussten die Glastüre zur Tagespflege aufbrechen, verletzten sich dabei und wurden von mir bei Taschenlampenlicht notdürftig mit Pflastern verarztet. Das Wasser war nun rasend schnell gestiegen, und im Nachhinein war es eine großartige Rettungsaktion. Im Vielzweckraum wurde die Sammelstation behelfsmäßig mit Kerzen beleuchtet. Zwei Liegen wurden von der Dachterrasse requiriert, Isomatten vom Gymnastikkurs organisiert. Man bemühte sich rührend um die „Gestrandeten“ und versuchte, ihnen die Notlage so erträglich wie möglich zu machen. Bewohnerinnen und Bewohner der oberen Etagen wie wir brachten Decken, Schokolade, Wasserflaschen und boten Sitzgelegenheiten und Sofas zum bequemeren Ausruhen an. Erschütterndes offenbarte sich bei einem Blick von der Galerie ins Foyer hinunter. Sozusagen vom Logenplatz schaute man auf ein Horrorszenario: In einer merkwürdig gespenstisch anmutenden Stimmung schwammen umeinander: Sessel, Tische, Blumenkübel, Rezeptionstheke, alles in einem sinnlosen, zweck- entfremdeten Geistertanz. Ein lehmig-schlammiges Gelb hatte dem Treibgut die Farben genommen. Gelegentlich blubberte es an einer Stelle hoch aus den Katakomben der gefluteten Kellerräume. Über allem lag ein unangenehmer Gestank nach Öl und Benzin. Es wurde eine angespannte, hektische Nacht, in der keiner wagte, zur Ruhe zu kommen.
Das Tageslicht des Donnerstag führte uns das Ausmaß der Flutkatastrophe drastisch und schonungslos vor Augen: Zerstörung, wohin man blickte!

Mit dem Morgen kamen viele zupackende Helferinnen und Helfer, die zu überbrücken versuchten, was durch Strom- und Wasserausfall die Situation verschärfte. Sie kamen trotz zusammengebrochener Infrastruktur: keine Ahrbrücken mehr, keine befahrbare Straßen. Sie kamen in Gummistiefeln und Schuhen, denen man die Schlammschlacht ansah, die sie bewältigen mussten. Sie kamen mit ausreichendem Wasservorrat, mit Medikamenten und mit Zuspruch. Auch einer der Eigentümer unseres Hauses erschien, bemüht um einen hoffnungsvollen Ausblick auf die Zukunft.
Ein chaotisches Zwischenspiel stand uns noch bevor: Die Horrorwarnung vor einer möglichen Flutwelle nach einem Dammbruch einer Talsperre führte zu einer äußerst mühsamen Räumung der ersten und zweiten Etage. Hier zeigte sich, welch hohen körperlichen Einsatz aller Helfer der Transport der Gehbehinderten mit Rollatoren und Rollstühlen beim kompletten Ausfall der Fahrstühle abverlangte. Die Nachricht erwies sich als Fake, geboren in der Hektik und Panik einer Gerüchteküche. Der hervorragenden Organisation unseres Hauses verdanken wir es, dass uns Busse auf unglaublichen Umwegen zu verschiedenen Hotels in der Umgebung brachten.
Fazit: Bei allen, teilweise immensen materiellen Verlusten – wir sind der Katastrophe dieses Jahrhundert-hochwassers lebend entkommen und sind dankbar für die aufopfernde Hilfsbereitschaft so vieler Menschen für unser Haus, unser Zuhause, in das wir so gerne zurückkehren möchten!

Anbei ein Beweis, dass unsere aktuelle Katastrophe durchaus nicht einmalig war: Schon im Jahr 1910 entstand nach einem Hochwasser ähnlichen Ausmaßes das folgende Gedicht von Raoul Albertz:

Fragt nicht, wie es gekommen war.
Es war der Schreckenstag der Ahr.
Die Ernte vernichtet, entblößt das Feld.
Vom fruchtbaren Boden und nirgends Geld.
Die Straßen verwüstet, im Schlamm das Grab.
So blickst du auf die Ahr hinab.
Und Trauer herrschet, bitt’re Not.
Die Hilfe wird hier zum Gebot.

Foto: Privat

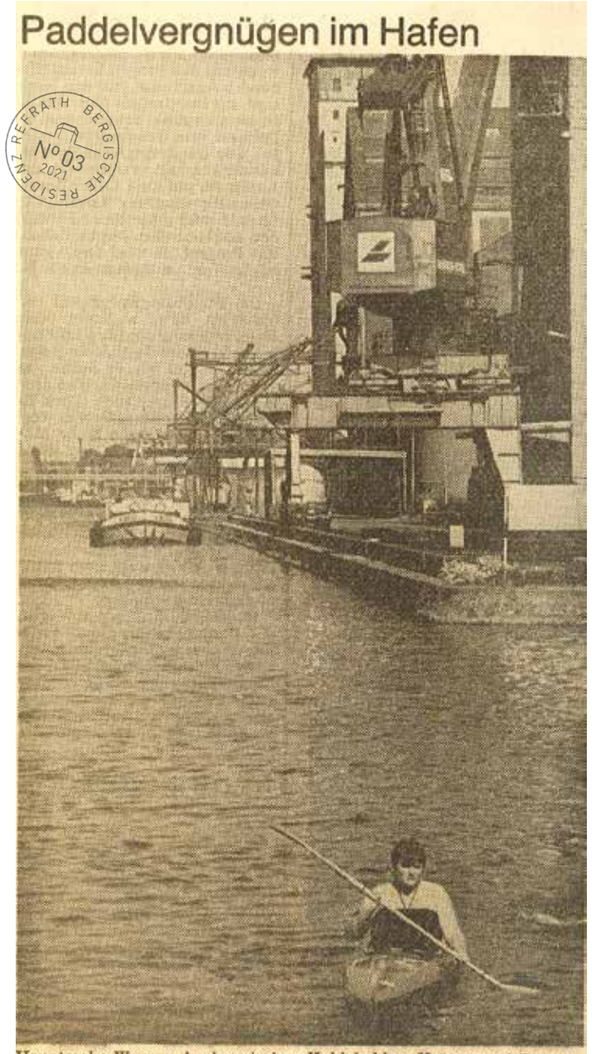
*Zur Person:*
*Inge Thoma gehört zu den Gestrandeten einer Seniorenresidenz in Bad Neuenahr und hat die Katastrophe vor Ort erlebt. Thoma veröffentlichte Kinderbücher und schreibt Kolumnen in der Burda-Zeitschrift „Mein schönes Land“ sowie Lyrik. Ihren Bericht hat sie auch für ihre Mitbewohnerinnen und Mitbewohner geschrieben. Momentan ist sie gemeinsam mit ihrem Mann in einem Hotel mit Blick auf den Rhein untergebracht.*

Ein Foto und seine Geschichte:

# Im Wildwasser.

mit Petra Lüttmann

*Petra Lüttmann ist stellvertretende Direktorin der Bergischen Residenz Refrath*




Hauptsache Wasser: Auch zwischen Kohlehalden, Kränen und Binnenschiffen ist das Paddeln, wie hier im Hammer Hafen, bei dieser „Affenhitze" ein sichtliches Vergnügen. Foto: uwe

Fotos: Privat

Unsere Kindheitstage sind längst vergangen – aber was bleibt davon? Erinnerungen an wundervolle Wochenenden, Ferien mit Freunden, die man nie vergessen wird…

Bei mir fiel der Startschuss am 1. März 1973, hier begann meine Mitgliedschaft im Kanu-Club Hamm/Westf. 1948 e.V..
Meine Eltern waren schon seit 1971 Mitglied im Verein und hatten ein 2er-Faltboot von der Firma Klepper. Das Boot hatte natürlich auch einen Namen, es hieß Wandervogel, weil es ja von einem Fluss zum nächsten ging.

Als ich dann Mitglied wurde, ich war gerade 9 Jahre alt, durfte ich immer bei Papa mitpaddeln, Mutti musste dann zuhause bleiben. Das war natürlich auf Dauer auch nicht die Lösung, also musste noch ein neues Boot her für Mutti, die bekam einen 1er-Kanu aus Kunststoff, damit ich weiterhin mit meinem Vater paddeln konnte. Inzwischen hatte sich mein Vater auch einen neuen 2er gegönnt, den wir Silberpfeil nannten. Jedes Kanu bekam einen Namen und wurde natürlich auch mit einem Sektchen getauft.

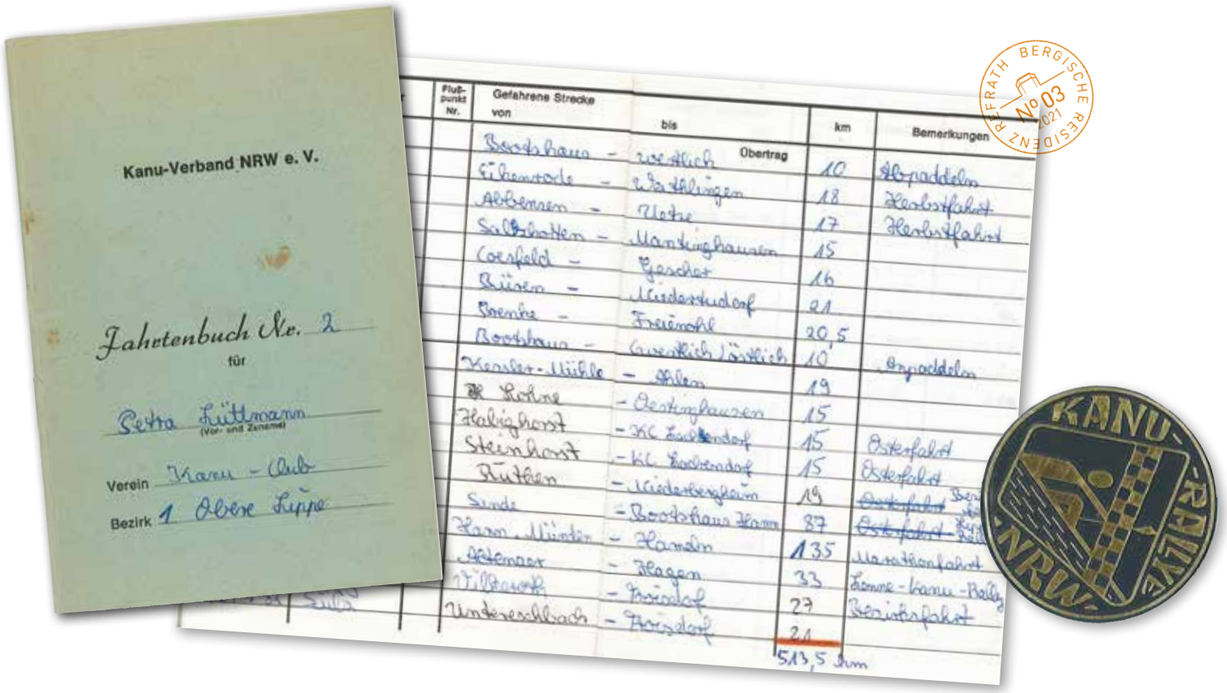
Für die nächste Zeit sollte das mein Platz sein im 2er-Kanu, da konnte man natürlich auch schon mal das Paddel einfach liegen und sich faul treiben lassen, wunderbar.

Ich kann mich daran noch sehr gut erinnern, es ging jedes Wochenende mit der ganzen Kanu-Mannschaft auf Tour, mal auf die Lippe, Alme, Agger, Ems. Oder wir waren eine ganze Gruppe Jugendlicher und natürlich waren auch Ältere dabei. Alle haben sich respektiert, waren tolerant und hatten Spaß miteinander. Wenn wir gezeltet haben, wurden Lieder gesungen, die heute kein Mensch mehr kennt. Aber es war schön.

Im März wurde immer an- und im Oktober abgepaddelt, dann wurde es kälter und wir haben uns im Bootshaus mit anderen sportlichen Aktivitäten wie z.B. Tischtennis oder Lauftrainings fit gehalten.
Mit meinem Älterwerden bekam ich auch endlich ein eigenes Kanu, welches ich auf den Namen U-Boot getauft hatte. Mit der Zeit wurde ich immer sicherer im Kanu, im Winter haben wir auch schon mal in der Traglufthalle die berühmte Eskimorolle geübt. Das hat natürlich nicht immer geklappt, aber meistens bin ich wieder hochgekommen.

1976/77 fing ich dann an, beim Rennsport-Training mitzumachen. Die sogenannten Regatta-Boote sind sehr schmal und sehr wackelig und leider kann man damit sehr schnell kentern. Das ist mir auch passiert, aber ich bin ja nicht wasserscheu. Als ich dann gut trainiert war, bin ich die Kanuregatta z.B. in Dortmund mitgefahren. Das hat mir viel Spaß gemacht, auch wenn es immer mit sehr viel Training und Disziplin zu tun hatte. Die Wanderfahrten am Wochenende kamen dann erstmal etwas zu kurz.
Beim Kanusport hatten wir immer unsere Vorgaben: Wir mussten ein sogenanntes Fahrtenbuch schreiben, damit wir am Ende der Saison wussten, wie viele Kilometer wir auf welchen Flüssen gemacht hatten.
Der Bezirkswanderwart hat dann abgestempelt und unterschrieben.

Einmal habe ich an einer Marathonfahrt teilgenommen, da bin ich in Hannoversch-Münden losgepaddelt (mit ganz vielen anderen Kanuten aus anderen Vereinen) und bis nach Hameln gekommen, das waren ca. 135 Kilometer. Danach war man da aber auch fix und foxi, die Arme taten weh und der Hintern auch vom langen Sitzen.




Die schöne Medaille war dann der Grund, mich zu freuen.

Später bin ich dann auch noch Wildwasser gefahren in einem speziellen Boot, das abgerundete Spitzen hatte. Das war nicht ganz ungefährlich, aber alle Mitfahrer haben gut aufeinander aufgepasst.
Das schnelle Treiben durch das wilde Wasser hat mir besonders viel Spaß gemacht, weil es da immer um Tempo ging.
Ich hätte gern die Zeit nochmal zurück, aber ich weiß, darauf kann ich lange warten.

Reisen:

# Die Wüste blüht.

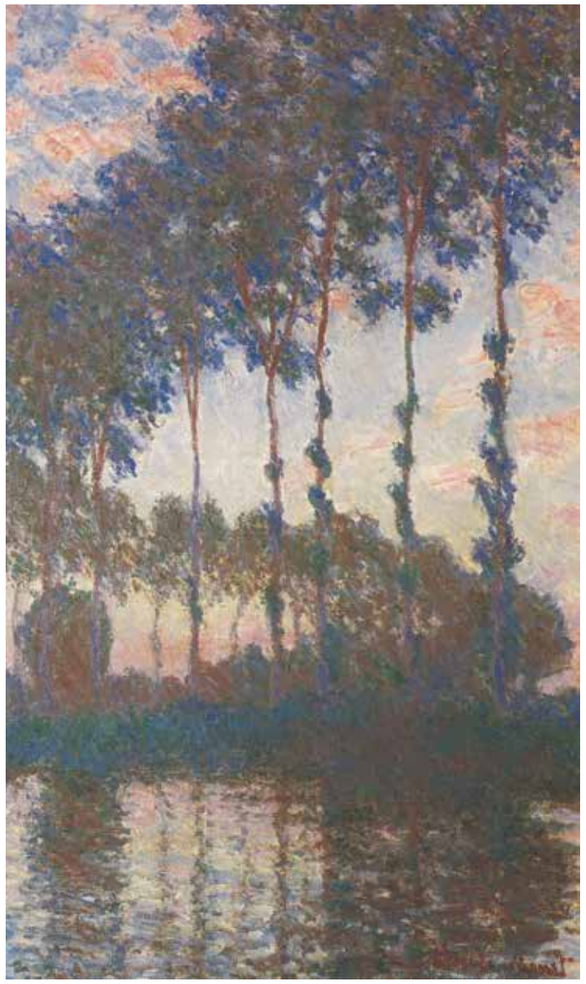
von Johanna Pofahl

Fotos: Privat

Die Wüste blüht. Diesen Satz hörte ich auf einer Busreise durch England und dachte, da hat sich jemand geirrt, es heißt doch „Die Wüste lebt“.
Alle Bilder aus dem Bericht über die Sahara in Afrika mit ihren Sanddünen und den Tieren, die dort leben, fiel mir sofort ein. Doch es brachte mich auch zum Nachdenken über Wüsten, denn auf einer früheren Reise von Las Vegas nach San Francisco, durch die Wüste von Nevada, bin ich im Death Valley einem herrlichen Palmenhain mit köstlichen Datteln und mit rollenden, trockenen Dornbüschen begegnet. Sie mussten ja mal geblüht haben? Es gibt nicht nur Sand- sondern auch Steinwüsten. Es gibt sie auf der ganzen Welt: in Afrika, Amerika, Asien, Australien. Alle sind verschieden, doch eines haben sie gemeinsam: Hitze, Sand, Wind, Trockenheit, geringe Luftfeuchtigkeit und kaum Vegetation.
Für uns Europäer scheinen sie lebensfeindlich, aber es leben ja auch Menschen dort. Um vielleicht doch noch eine blühende Wüste kennenzulernen, entstand damals der Plan, die nächste Amerikareise im Frühling zu machen. Im Mai 1998 war es so weit, die Rundreise war gebucht, von San Francisco über L.A., Palm Springs bis Phoenix in Arizona, denn von dort kommt man in die Saguaro-Wüste. Leider war das Jahr 1998 ein El-Niño-Jahr und das Wetter dementsprechend: Regen, Sturm, Kälte. Die Straße Nummer „One“ war nicht befahrbar und in den Bergen lag noch Schnee. Erst in Palm Springs wurde es besser und wärmer. In Phoenix angekommen, war die Temperatur auf 35 Grad Celsius angestiegen, also eine Wüstenstadt, heiß und staubig. Die Stadt selbst ist ungewöhnlich, denn in der City sucht man Hotels, Restaurants und Wohnhäuser vergebens. Man findet nur Büros und Parkhäuser, Gewerbegebiete und Durchgangsstraßen. Der Wohn- und Einkaufsbereich befindet sich am Stadtrand. Aber Phoenix ist auch der Ausgangspunkt für viele Ausflüge in die Umgebung. Meine erste Fahrt führte mich von Phoenix nach Tucson an der mexikanischen Grenze. Denn mein Ziel war die Saguaro-Wüste. Die Landschaft veränderte sich, sobald man die Stadt verließ. Es wurde hügelig, heißer, die Vegetation wurde spärlich, menschenleerer, der Boden war roter Sand. Hin und wieder tauchte ein Schild auf mit dem Hinweis auf die alten Wohnanlagen der Hopi-Indianer, den Ureinwohnern der Gegend; das waren Lehmbauten, die fast vollkommen erhalten blieben. Das Klima hat sie konserviert.
Im Hintergrund der hohen Berge tauchten sie dann plötzlich auf, die Riesen-Kakteen. Die Spannung wuchs – ob sie wohl blühen würden?
Die Saguaro-Wüste ist ein Naturschutzgebiet und so begann der Eintritt am Infocenter, dort endete auch die Fahrt mit dem Auto. Diese Infocenter habe ich auf der ganzen Reise schätzen gelernt, denn dort erfährt man alles Wissenswerte vor Ort, bekommt auch noch Material an die Hand und in einem Naturpark beantwortet ein Ranger alle Fragen. Zum Saguaro-Center gehörten ein Raum mit Anschauungsmaterial zur Tier- und Pflanzenwelt, ein kleines Restaurant und ein Kiosk, in dem man alles bekam, was man für den Weg durch den Park brauchte. Ich erstand eine Ansicht vom Park und entschied mich für einen Rundweg von einer Stunde, denn die Temperatur war schon hoch. Ausgerüstet mit genügend Wasser, machte ich mich auf den Weg. Schon nach wenigen Schritten war ich umgeben von Kakteen aller Art, Sträuchern und Büschen, die kaum Blätter hatten, aber voller Blüten waren. Ein Blütenteppich von Weiß bis Dunkelrot, einzigartig fantastisch und wunderbar. Ich war begeistert, man kann nicht glauben, dass ein karger, steiniger Boden so viel Schönheit hervorbringt. Doch bei all der Schönheit darf man nicht vergessen: Kakteen haben Stacheln. Der ganze Weg war eine stachelige Angelegenheit, immer musste ich aufpassen, wo ich hintrat. Die Stacheln können Schuhsohlen durchdringen, die Erfahrung musste ich auch machen. Auch sonst war Vorsicht geboten, denn dort sind Klapperschlangen zuhause.
Überrascht war ich, als ich es plötzlich plätschern hörte und dann vor einem Bach stand, der von den Bergen kommend sich seinen Weg durch den Park bahnte. Mit allem hatte ich gerechnet, aber nicht mit Wasser in der Wüste.

Zum Abschied besuchte ich noch das kleine Restaurant und habe dort die köstlichste Forelle meines Lebens genossen. Glücklich kehrte ich am Abend nach Phoenix zurück. Auf der Rückreise lernte ich noch eine weitere blühende Wüste kennen, die ich aber nicht so gut in Erinnerung behalten habe: die Salbei-Wüste in Idaho, am Snake-River. Schwarze Lavasteine, so weit das Auge reicht, dazwischen nichts als blühende Salbeipflanzen. Die ganze Luft war vom Salbeiduft geschwängert. Wenn man diesen Geruch einen Tag lang in der Nase gehabt hat, reicht das für ein ganzes Leben.
So wurde die Reise auf der Suche nach der blühenden Wüste auch ein Abenteuerreise, sie war großartig, wunderbar, lehrreich und ich werde sie nie vergessen.

*Johanna Pofahl, Jahrgang 1932, wohnt seit 2010 in der Bergischen Residenz Refrath*



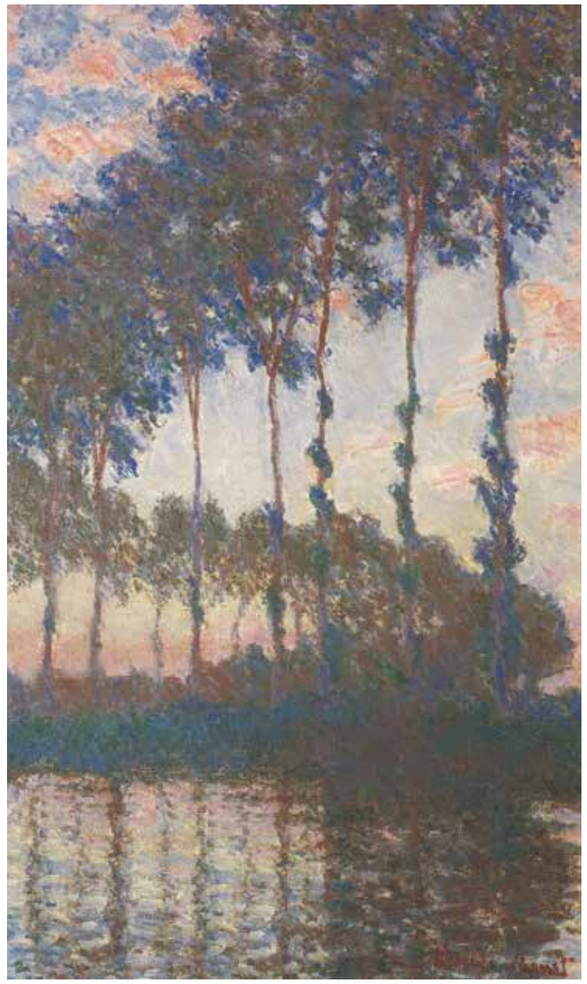


Abbildung: Wikipedia

## Wer findet die fünf Fehler?

Wenn der Kopist nicht bei der Sache ist, schleichen sich Fehler ein. Fünf sind es. Wer findet sie alle? SN

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | 7 | | | 6 | | 9 | | |
| | | | | | | 5 | 8 | |
| | 2 | | | | 5 | | | |
| | | 7 | 5 | | | | | |
| 9 | 3 | | | | 1 | 8 | 6 | |
| | | | | 8 | | | | |
| | | | | 9 | | | | |
| | | | 7 | | 2 | | 3 | |
| | 9 | | 8 | 3 | | | 4 | |

## Sudoku.

Ziel des Spiels ist, die leeren Kästchen mit den Ziffern 1 bis 9 zu füllen. Dabei gilt folgende Regel:

In jeder Zeile, jeder Spalte und jedem Block dürfen die Ziffern von 1 bis 9 nur einmal vorkommen. Das Spiel ist beendet, wenn alle Kästchen korrekt gefüllt sind.

Lösung Sudoku:

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 3 | 2 | 9 | 6 | 8 | 4 | 7 | 5 | 1 |
| 1 | 8 | 5 | 7 | 2 | 9 | 4 | 6 | 3 |
| 6 | 7 | 4 | 3 | 1 | 5 | 9 | 2 | 8 |
| 2 | 1 | 3 | 9 | 4 | 7 | 5 | 8 | 6 |
| 9 | 5 | 8 | 2 | 7 | 1 | 3 | 4 | 7 |
| 4 | 6 | 7 | 5 | 9 | 8 | 1 | 3 | 2 |
| 5 | 3 | 2 | 1 | 6 | 3 | 8 | 9 | 4 |
| 7 | 9 | 1 | 8 | 5 | 2 | 6 | 3 | 4 |
| 8 | 4 | 6 | 9 | 3 | 1 | 2 | 7 | 5 |

*Claude Monet:
„Pappeln, Sonnenuntergang“, 1891
Öl auf Leinwand, Maße: 100 × 60 cm
Privatsammlung





| | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| ehem. brit. Weltreich | | Abk.: American Federation of Labor | redlich | abgebrannt, mittellos | Abk.: Kubikzentimeter | | daheim | | Hauptstadt von Taiwan | holländisch: eins | | Futterpflanze | Vorgebirge, Landspitze |
| Frucht der Passionsblume | | | | | | | | | Zugmaschine a. Schienen (Kw.) | | | | 7 |
| Einfriedung für Viehherden | | | | | 2 | | Einfall | 13 | | | | Vogellaut | |
| | | | 5 | | | | Lump, Schuft | | Übervorteilung im Lokal | 14 | | | |
| Zwangslage, Bredouille | | Senkblei | | Aristokratin | EDV-Anwender | | 1 | | | Abschlusskante | chem. Element (Te) | | Gegenteil von links |
| | 6 | | | | Lichttaste | | | | | | | 9 | |
| Bergstock der Dolomiten | foppen, hänseln | | entscheidender Handgriff, Kniff | | | | | ein Edelgas | | Ort in Gelderland (NL) | | | |
| | | | Gesindel, Pöbel | | indisches Gewicht | Bindewort | | 4 | | Kfz.-Z.: Freyung-Grafenau | | Kosename des Großvaters | |
| Tapferkeit, Courage | | Notlage | | 11 | | | | | Ungeziefertier | | | | 3 |
| | | | 8 | | | bestechlich | | | | | | | |
| schaukelnde Bewegung | | in Sicherheit bringen | | | | | | 10 | Rasenpflanze | 12 | | | |

© RateFUX 2021-473-0023

Lösungswort:

| | | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | 12 | 13 | 14 |

# Gewinnen Sie einen der vielen Preise!

**1. Preis:** Ein Gutschein über 25 EUR der *Parfümerie Becker*. **2. Preis:** Ein Gutschein über 20 EUR vom *Buchsalon Wiebke von Moock*. **3. Preis:** Ein Gutschein über 15 EUR von *Blumen Zander*.

Schicken Sie einfach eine Postkarte mit dem richtigen Lösungswort an:

Bergische Residenz Refrath
Stichwort: „Herbsträtsel“
Dolmanstraße 7
51427 Bergisch Gladbach

oder senden Sie unter Angabe Ihrer Postadresse eine E-Mail an: info@bergischeresidenz.de

**Kleiner Tipp zum Kreuzworträtsel-Lösungswort dieser Ausgabe:**

Ihre „Wiege“ steht in Dänemark. Sie liebt es kalt, in sieben Geschichten und in eisigen Sälen. Und sie trennt, was sich liebt. Gesucht wird eine Frau, deren Kuss das Blut gefrieren lässt.

Die Preise werden unter den korrekten Einsendungen verlost. Einsendeschluss ist der 1. Dezember 2021. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

© Foto: Martin Langer

Der Buchtipp:

# Der Flaneur im öffentlichen Raum.

Text: Heike Pohl. Fotos: Martin Langer

Auf seinem bislang berühmtesten Foto ist zugleich sein bislang hässlichstes Motiv zu sehen: Der diplomierte Foto-Designer Martin Langer war im August 1992, als rechte Rassisten und Nazi-Schlägertrupps in Rostock-Lichtenhagen Jagd auf Menschen machten und Asylbewerberheime in Flammen standen, zur richtigen Zeit am richtigen Ort, um eine Szene festzuhalten, die auf eindrückliche Weise die Hässlichkeit im Deutschsein verkörpert:

Mit in den schlimmsten Teil der deutschen Geschichte zum Gruße hochgerecktem Arm, in Sandalen, Jogginghosen und Trikot der Fußballnationalmannschaft gekleidet, steht ein Mann am Straßenrand. Die Hosen eingenässt, den Blick schwer alkoholisiert entrückt, stehen er und ein fröhlich lächelnder Kamerad „Spalier“ und werden so Teil der furchtbaren, rassistisch motivierten Ausschreitungen, die sich gegen „Ausländer“ richteten.

Diese Aufnahme wurde zwischenzeitlich hundertfach veröffentlicht, gilt als Versinnbildlichung des „hässlichen Deutschen“ und ist Teil der Sammlungen u.a. des Hauses der Geschichte in Bonn und des Deutschen Historischen Museums in Berlin. Als habe er aus einem Kriegsgebiet berichtet, so präsentieren sich weitere Aufnahmen dieser einen Woche im August 1992: Brennende Häuser und Fahrzeuge, Polizisten und Feuerwehrleute im Dauereinsatz, aber auch Stimmen der Menschlichkeit und Vernunft hat Martin Langer fotografisch eingefangen. „Ik bün Rostocker! Ich schäme mich“ oder „Wir sind so deutsch und dumm, drum haun wir alle Fremden! Bumm!“, ist auf Plakaten zu lesen, die couragierte Bürger dem Hass und den Schlägertrupps entgegenhielten.

Eine so ganz andere Seite seiner Fotokunst kann man vielleicht zusammenfassen unter den Begriffen „Kurios und gnadenlos“, wie es der gleichnamige Fotoband, an dem Martin Langer mitgewirkt hat, aus dem Jahr 1984 zusammenfasst. Seine im aktuellen Werk „Das Land des Lächelns“ präsentierten Fotografien kommen gänzlich ohne erklärende Texte aus.

„Die 80er-Jahre sind noch gar nicht so lange vorbei, aber optisch hat sich vieles verändert. Die S/W-Fotografien zeigen den Alltag einer westdeutschen Provinz“, heißt es schlicht im Klappentext zum Buch. Und dann blättert man sich durch Aufnahmen, aus denen der staubtrockene Humor des Fotografen spricht und in denen sich der Humor des Betrachters wiederfinden darf, so vorhanden.

„Beim Betrachten der Schwarzweiß-Fotos ist man immer erstaunt, wie unschuldig die Menschen aussahen und wie gottergeben sie auf etwas warteten.“ Oder: „Er erkannte die Schönheit der Herumstehenden, die Traurigkeit der Mitgehenden und die Ratlosigkeit der Übersehenden.“ So beschreibt der Autor, Schauspieler und Filmemacher Erwin Grosche die Momentaufnahmen von Langer in seinem Nachwort zum Buch. Entstanden sind die Aufnahmen u.a. in Detmold, Herford, Gütersloh, Paderborn und in und um Bielefeld herum und Bielefeld, schreibt Grosche abschließend, gebe es schließlich überall.

Bielefeld, meint Langer in einem Interview gegenüber der Neuen Westfälischen, sei von der Weltgeschichte doch eher übergangen worden. Und damit „ein guter Spiegel für das Leben im Alltag“ und sein Bildband eine „Hommage an die wackeren Ostwestfalen der 80er-Jahre“.

Er selbst, heißt es im Text, bezeichne sich als Flaneur im öffentlichen Raum – immer wachsam und auf der Suche nach dem besonderen Augenblick. Und von denen gibt es mehr, als man selbst zu sehen in der Lage ist. Hier offenbart sich das künstlerische Auge und der spezielle Blick des Fotografen auf den Alltag und die Menschen darin.

*Martin Langer, geboren in Göttingen. Ausbildung zum Radio- und Fernsehtechniker. Studium Fotodesign an der FH Bielefeld, Abschluss bei Prof. Heinemann.*
*Seit 1992 als freier Fotograf für Zeitschriften, Verlage, Agenturen unterwegs. Schwerpunkte: News-Feature, Sozialreportage, Reise und Fotosatire im gesellschaftlichen Alltag. Lehraufträge in Berlin und Bielefeld. Martin Langer lebt in Hamburg.*

*www.langerphoto.de*

© Fotos: Martin Langer

**Die Buchempfehlung:**

Titel: „Das Land des Lächelns“
100 Seiten, 81 Fotos
Format: 24 cm x 21 cm
Hardcover, Schutzumschlag
ISBN: 978-3-946688-98-3
Preis: 39,00 EUR

Geschichten des Alltags:

# Eine Begegnung der Achtsamkeit.

von Christiane Loewenstein

Mein Mann und ich gehen regelmäßig einmal in der Woche unsere Einkäufe im Rewe-Markt erledigen. Er ist bequem von unserem Wohnort aus fußläufig erreichbar und dort gibt es gute Angebote von Fisch, Frischfleisch, Gemüse und allem, was das Menschenherz sonst noch so begehrt. Die Mitarbeiter dieser Filiale sind immer freundlich und zuvorkommend. Man fühlt sich dort wohl, und wenn man etwas nicht im Regal findet, sind die Mitarbeiterinnen und Mitarbeite zur Stelle.

Vor einigen Jahren habe ich etwas erlebt, was mich an Lebenserfahrung bereichert und mir gesagt hat, dass es die kleinen Dinge im Leben sind, worauf es wirklich ankommt.

Es geschah, als Corona unseren Alltag noch nicht beherrschte, und es muss im Monat November gewesen sein. Ich freute mich darauf, meinem Mann an diesem Wochenende sein Lieblingsessen zuzubereiten und brauchte dafür schöne, große Rinderrouladen. Da wir gute Erfahrungen mit dem Fleischsortiment von Rewe hatten, sollten es auch wieder dessen Rouladen sein. Da ich relativ früh aufstehe, ging ich um 7.30 Uhr zum Rewe-Markt.

An der Fleischtheke war zu dieser Zeit kein Betrieb, sodass ich schnurstracks darauf zuging. Die Verkäuferin hinter der Theke hatte ich zu diesem Zeitpunkt noch nie dort arbeiten sehen und ich sprach sie freundlich mit ihrem Namen an, den man auf dem Schild an ihrem Kittel lesen konnte. „Guten Tag, Frau Obermüller, ich hätte gerne sechs von den schönen Rinderrouladen, die ihr im Angebot habt.“

Sie schaute mich aus sehr traurigen Augen an, die wohl in den letzten Wochen viele Tränen hatten aushalten müssen. Ihr Gesicht wirkte fahl und ihre ganze Körperhaltung signalisierte mir, dass sie sehr unglücklich zu sein schien. Ich beobachtete sie die ganze Zeit bei meinen weiteren Bestellungen. Wurst, brauchte ich auch noch und ich fragte sie, ob sie mich auch dort bitte weiter bedienen könne. Frau Obermüller nickte nur und ging zur Wursttheke, wohin ich ihr folgte. Als ich mit meinen Wünschen fast fertig war, sagte mir eine innere Stimme: Christiane, sprich diese Frau an! Was ich dann auch augenblicklich tat.

„Entschuldigen Sie, Frau Obermüller, dass ich Sie so direkt anspreche, geht es Ihnen nicht gut? Sie sehen sehr mitgenommen aus!“

Sie blickte mich sichtlich beeindruckt an und war auf diese Frage wohl nicht gefasst. Sie senkte den Kopf und antwortete mir: „Ach, mir geht es wirklich nicht gut.“ Ich sah sie freundlich an und fragte weiter, nicht aus Neugier, sondern weil es mir von Herzen ein Bedürfnis war. „Sind Sie krank, dass es Ihnen nicht gut geht? Haben Sie Schmerzen?“

„Das kann man fast so nennen, aber…!“ Sie hielt ein paar Sekunden inne und sagte dann: „Mein Mann ist vor ein paar Monaten verstorben und ich vermisse ihn so sehr. Wir hatten ein sehr gutes Verhältnis und das macht mir sehr zu schaffen!“ Wir unterhielten uns eine ganze Weile, es schien so, dass niemand zu dieser Zeit Fleisch oder Wurst kaufen wollte und sie erzählte und erzählte – mir, einer wildfremden Person. Ich erfuhr von ihr, woran ihr Mann verstorben war und es kam mir vor, als wenn es für sie eine kleine Erleichterung war, sich einmal mit einer außenstehenden Person über ihr Seelenleben zu unterhalten. Frau Obermüller konnte im Verlauf ihres Erzählens ihre Tränen nicht mehr zurückhalten und sie liefen ihre Wangen hinunter, so wie auch bei mir. „Entschuldigen Sie, dass ich weine“, sagte sie. „Aber es hat mich so berührt, als Sie mich darauf ansprachen. Das hat noch niemand gemacht und man spürt es sofort, dass Sie eine sehr empathische Gabe haben, es tut sehr gut, sich mit Ihnen zu unterhalten.“ Frau Obermüller wischte sich mit dem Handrücken ihre Tränen ab. Dann fuhr sie fort: „Es gibt nicht viele Menschen so wie Sie, die genauer hinsehen, wenn es jemandem nicht gut geht.“ In dem Moment fühlte ich eine besondere Bindung zu dieser Frau. „Wissen Sie was, Frau Obermüller, jetzt würde ich Sie gerne einfach in den Arm nehmen und drücken. Ich kann nur erahnen, was im Moment in Ihnen vorgeht, und es ist mir von Herzen ein Wunsch, wenn es Ihnen Recht ist?“

Sie überlegte nicht lange und kam um die Fleischtheke herum und wir nahmen uns in die Arme und drückten – jeder für sich – eine wildfremde Person. Dann weinten wir gemeinsam, als wenn wir uns schon immer gekannt hätten. „Danke“, sagte sie zu mir. „Wie ist eigentlich Ihr Name?“

„Loewenstein, Christiane Loewenstein.“

Wie schon erwähnt: Es sind oftmals die kleinen Dinge im Leben, die einem sagen, was wichtig und was unwichtig ist. Ich habe mich von meiner inneren Stimme leiten lassen, die mir gesagt hat, dass es sich lohnt, bei manchen Menschen zweimal hinzusehen. Nach diesem Kennenlernen waren unsere Begegnungen an der Fleischtheke immer sehr herzlich und wohlwollend. Wir haben uns dann auch ganz schnell auf das Du geeinigt. Es wurden Telefonnummern ausgetauscht, und wir haben uns zu diversen Terminen verabredet. Unsere Bekanntschaft ist mit den Jahren gereift und gewachsen und Tina wurde mir mit der Zeit eine gute Freundin. Unsere Treffen sind immer herzlich und ich freue mich stets, wenn ich sie beim Einkauf im Rewe-Markt an der Fleischtheke sehe, dort, wo unsere Freundschaft begann, die ich niemals mehr missen möchte.

*Christiane Loewenstein arbeitet seit 2013 an der Rezeption der Bergischen Residenz Refrath*

Die Kolumne:

# Unsere Sprache.

von Dr. Klaus Hachmann

Die indogermanischen Sprachen bilden mit etwa drei Milliarden Muttersprachlern die sprecherreichste Sprachfamilie der Welt. Diese Sprachen zeigen weitreichende Übereinstimmungen. Die große Verbreitung dieser Sprachfamilie ist u.a. das Ergebnis von Völkerwanderungen im Laufe der Jahrtausende.
Deutsch gehört zu den indogermanischen Sprachen und hier zur Untergruppe der germanischen Sprachen, zu der 12 Sprachen gehören.

Eine andere Untergruppe sind die romanischen Sprachen, zu denen 15 Sprachen gehören u.a. Italienisch, Französisch, Spanisch.

Etwa 130 Millionen Menschen weltweit sprechen Deutsch als Mutter- oder Zweitsprache. Damit belegt die deutsche Sprache Platz 11 der Liste der meistgesprochenen Sprachen weltweit. In der EU ist Deutsch die am weitesten verbreitete Muttersprache. Seit dem Austritt von England gibt es in der EU kein Land, das Englisch als Staatssprache hat. Und dennoch sprechen die EU-Diplomaten untereinander meist Englisch. Der Vorteil des Englischen ist seine weltumspannende Präsenz als Muttersprache und seine vergleichsweise leichte Erlernbarkeit.
[1]Die Schönheit des Deutschen ist vergleichbar mit der Schönheit einer englischen Parklandschaft: Das Nachwachsende wird bereitwillig angenommen und nur im Falle von Unkraut oder Verfall wird behutsam ordnend eingegriffen.
Ganz anders sah das 1880 der Amerikaner Mark Twain in seinem zweisprachigen Essay „The Awful German Language / Die schreckliche deutsche Sprache“[2]. Er kritisiert humorig darin die Schwierigkeiten der deutschen Sprache im Vergleich zum Englischen: *„Es gibt bestimmt keine andere Sprache, die so schludrig und planlos gebaut ist und die sich dem Zugriff so aalglatt und flüchtig entzieht“*.

[1] www.welt.de / Die Schönheit der deutschen Sprache

[2] 2010, Anaconda Verlag GmbH, Köln



Er zeigt besonders auf, welche Schwierigkeiten ein Nichtdeutscher hat mit

- den 3 Geschlechtern im Deutschen:

  *Jedes Substantiv hat in Deutsch ein Geschlecht und die Zuweisung erfolgt ohne Sinn und System, z.B. der Baum (männlich), die Knospe (weiblich), das Blatt (sächlich); das Pferd (sächlich), der Hund (männlich), die Katze (weiblich); der Mund, Nacken, Busen, Ellbogen, Finger, Nagel, Fuß und Körper eines Menschen (männlich), die Nase, Lippe, Ohrmuschel (weiblich), das Auge, Haar, Knie, Gebiss (sächlich), die Frau (weiblich), das Eheweib (sächlich).*
  *Englisch: alles ‚the‘.*

- den 8 Fällen im Deutschen

  *Nominativ Singular mein gute**r** Freund,*
  *Nominativ Plural mein**e** gut**en** Freund**e**.*
  *Englisch: ‚my good friend/s‘*

  *Genitiv Singular mein**es** gut**en** Freund**es**,*
  *Genetiv Plural mein**er** gut**en** Freund**e***
  *Englisch: ‚of my good friend/s‘*

  *Dativ Singular mein**em** gut**en** Freund,*
  *Dativ Plural mein**en** gut**en** Freund**en***
  *Englisch:‘to my good friend/s‘*

  *Akkusativ Singular mein**en** gut**en** Freund,*
  *Akkusativ Plural mein**e** gut**en** Freund**e***
  *Englisch: ‚my good friend/s‘*

- den Schachtelsätzen

  *Diese hoch komplizierten Gebilde sind der Schrecken aller Simultandolmetscher.*

- den Wortzusammensetzungen

  *Generalstaatsverordnetenversammlungen*
  *Englisch: ‚meetings of the legislature‘*

Aber Mark Twain fand auch Gutes im Deutschen. Dazu gehört die Großschreibung von Substantiven und dass man Wörter im Deutschen so schreibt, wie man sie spricht. Man kann ein geschriebenes Wort sehen und weiß, wie man es ausspricht. Oder man kann ein Wort hören und weiß, wie man es buchstabiert. Man nennt das eine **phonetische Sprache.** Das sind die Sprachen Englisch und Französisch nicht.

Das Deutsche enthält viele Lehnwörter; die deutsche Sprache hat so viel aus der **lateinischen** Sprache übernommen, dass es unmöglich ist, eine auch nur halbwegs vollständige Liste anzufertigen. **Griechische** Wortstämme sind im Deutschen überwiegend in Fachausdrücken zu finden. Außerdem enthält die deutsche Sprache viele Lehnwörter **aus fast allen anderen Sprachen**.
Eine aktive Sprachpolitik, wie sie u.a. in Frankreich und Island betrieben wird, um eine Anreicherung der Sprache speziell mit Anglizismen zu unterbinden, findet in Deutschland seit Mitte des 20. Jahrhunderts nicht mehr statt.

Das **deutsche Alphabet** umfasst die

26 Buchstaben des lateinischen Alphabets + „ß“, „ä,ö,ü“.

Diesen zusätzlichen Konsonanten „ß“ gibt es nur im Deutschen. Nach der deutschen Rechtschreibreform 2017 muss man prüfen, ob dieser s-Laut vor einem kurzen oder einem langen Vokal steht. Wird der Vokal kurz gesprochen, dann wird „ss“ geschrieben. Wird er lang gesprochen, so wird „ß“ geschrieben. Hinzu kommen noch die 3 Umlaute „ä,ö,ü“.

Alle Sprachen verwenden in der Schrift auch **Sonderzeichen**. Also Schriftzeichen, die weder Buchstaben noch Ziffern sind. Die deutschen Sonderzeichen sind die Umlautpunkte (**ä, ö, ü**), das Komma (**,**), das Semikolon (**;**), der Punkt (**.**), der Doppelpunkt (**:**), das Fragezeichen (**?**), das Ausrufezeichen (**!**), der Apostroph (**’**), der Bindestrich (**-**), der Gedankenstrich (**–**), das Anführungszeichen (**„“**), die Klammer ( ).

Der Duden ist ein Rechtschreibwörterbuch der deutschen Sprache. Das Werk wurde 1880 erstmals von Konrad Duden als „Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache“ veröffentlicht und zur Grundlage einer einheitlichen deutschen Rechtschreibung. Mit der Rechtschreibreform von 1996 wurde das sogenannte Dudenmonopol gebrochen. Nicht mehr der Duden ist maßgebend, sondern die amtliche Rechtschreibregelung des **Rats für deutsche Rechtschreibung**, der aus 41 Mitgliedern aus deutschsprechenden Ländern Europas besteht.

Das Thema:

# Gebet eines Seniors.

Text frei nach Teresa von Avila, eingereicht
von Prof. Dr. Theo Wiesenhöfer

Herr, Du weißt es besser als ich, dass ich von Tag zu Tag älter und eines Tages alt sein werde. Bewahre mich vor der großen Leidenschaft, die Angelegenheiten anderer ordnen zu wollen.
Lehre mich, nachdenklich, aber nicht grüblerisch, hilfreich, aber nicht diktatorisch zu sein.
Bei meiner ungeheuren Ansammlung an Weisheit tut es mir leid, sie nicht weiterzugeben, aber Du verstehst, Herr, dass ich mir ein paar Freunde erhalten möchte. Lehre mich schweigen über meine Krankheiten und Beschwerden. Sie nehmen zu – und die Lust sie zu beschreiben, wächst von Jahr zu Jahr. Ich wage nicht, die Gabe zu erflehen, mir Krankheitsschilderungen anderer mit Freude anzuhören, aber lehre mich, sie geduldig zu ertragen.
Ich wage auch nicht, um ein besseres Gedächtnis zu bitten – nur um etwas mehr Bescheidenheit und etwas weniger Bestimmtheit, wenn mein Gedächtnis nicht mit dem der anderen übereinstimmt.
Lehre mich die wunderbare Weisheit, dass ich mich irren kann. Erhalte mich so liebenswert wie möglich. Ich weiß, dass ich nicht unbedingt ein Heiliger bin, aber ein alter Griesgram ist das Krönungswerk des Teufels. Lehre mich, an anderen Menschen unerwartete Talente zu entdecken, und verleihe mir, Herr, die schöne Gabe, sie auch zu erwähnen.

*Prof. Theo Wiesenhöfer, Jahrgang 1929, wohnt seit 2021 in der Bergischen Residenz Refrath*


## Impressum:

Herausgeber:
Bergische Residenz Refrath GmbH
Dolmanstraße 7
51427 Bergisch Gladbach

Chefredaktion:
Susanne Rönnau (verantwortlich)
roennau@bergischeresidenz.de

Artdirection/Layout:
Sebastian Niederhagen
mail@sebastian-niederhagen.de

Redaktion/Text: Heike Pohl
heikepohl@yahoo.de

© Fotos: S. 1, 5, 15, 12: iStock;
S. 2/3, 28, 30: 123RF; S. 6/7, 8, 9, 10, 15,
S. 24: Wikipedia; S. 7, 14, 17, 18, 19,
20, 21: Privat; S. 24, 25: Martin Langer,
Illustration/Montage
S. 26: Sebastian Niederhagen

Redaktionsadresse:
Bergische Residenz Refrath
Dolmanstraße 7
51427 Bergisch Gladbach

Telefon: 02204 / 929 0
Telefax: 02204 / 929 909
info@bergischeresidenz.de
www.bergischeresidenz.de

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bilder wird keine Haftung übernommen

Die nächste Ausgabe erscheint 12/2021

Gerichtsstand und Erfüllungsort:
Amtsgericht Bergisch Gladbach
HRB 86935
Steuernummer: 204/5711/1882
Sitz der Gesellschaft: Bergisch Gladbach

Ansprechpartnerin Anzeigen:
Petra Lüttmann
Telefon: 02204 / 929 0
Telefax: 02204 / 929 909

Erscheinungsweise: Vierteljährlich


© Bergische Residenz Refrath 2021




Anzeige

BERGISCHE RESIDENZ
REFRATH
SENIORENRESIDENZ

Dolmanstraße 7 * 51427 Bergisch Gladbach
Tel. 02204/929 0 * info@bergischeresidenz.de

Anzeige

Anzeige

Durchblick!

Bei allen Versicherungs- und Finanzfragen

Geschäftsstelle
Sven Höppner

Selmastr. 16
45127 Essen
Tel 0201 17893767
sven.hoeppner@ergo.de

ERGO

Anzeige

BERGISCHE RESIDENZ
REFRATH
SENIORENRESIDENZ
www.bergischeresidenz.de